

A close-up, profile portrait of Toni Morrison, an elderly Black woman with her hair styled in thick, dark dreadlocks. She is looking off to the right with a thoughtful expression. She is wearing a vibrant red shawl with a dark, abstract pattern. The background is a soft, out-of-focus purple and blue gradient.

rowohlt  
e-BOOK

TONI MORRISON  
DIE HERKUNFT  
DER ANDEREN

Über Rasse, Rassismus  
und Literatur

O'Connor eröffnet ihre Geschichte mit einem Ablenkungsmanöver, einer absichtlich in die Irre führenden Beschreibung. Mr. Head wird dem Leser in einer Sprache vorgestellt, die eine aristokratische, eine geradezu höfische Atmosphäre evoziert:

Als Mr. Head erwachte, fand er das Zimmer von Mondlicht überflutet. Er setzte sich auf und blickte mit großen Augen auf die Dielenbretter – die Farbe von Silber – und dann auf den Drillich seines Kissenbezugs, der aus Brokat sein mochte, und im nächsten Augenblick sah er die Hälfte des Mondes fünf Fuß entfernt im Rasierspiegel, wo er auf die Erlaubnis zum Eintreten zu warten schien. Der Mond rollte weiter voran und breitete sein schmückendes Licht über allem aus. Der schlichte Stuhl an der Wand stand steif und achtsam da, als wartete er auf eine Weisung, und Mr. Heads Hosen, die über der Rückenlehne hingen, strahlten etwas Erlauchtes aus, wie ein Gewand, das ein hoher Herr eben erst seinem Lakaien zugeworfen hatte ...

An die hundertfünfzig Wörter vergehen, ehe der Leser, ganz im Gegensatz zu Mr. Heads Träumen, von dessen ländlicher Verarmung, seinem Alter, seiner Traurigkeit erfährt. Und auch erfährt, worin er im Augenblick seine Lebensaufgabe sieht – seinen Neffen Nelson zum Erkennen des Fremdlings, zum Andersartigmachen der anderen zu befähigen. Als sie im Zug nach Atlanta einen offensichtlich wohlhabenden Schwarzen vorbeigehen sehen, gewinnt die rassistische Unterweisung an Schärfe:

«Was war das?», fragte Mr. Head.

«Ein Mann», sagte der Junge und warf ihm einen unwilligen Blick zu, als sei er es müde, dass seine Intelligenz beleidigt wurde.

«Was für eine Art Mann?», beharrte Mr. Head mit tonloser Stimme.  
«Ein dicker Mann», sagte Nelson. (...)  
«Du weißt also nicht, von welcher Art?», sagte Mr. Head in einem abschließenden Tonfall.  
«Ein alter Mann», sagte der Junge. (...)  
«Das war ein Nigger», sagte Mr. Head und lehnte sich zurück. (...)  
«Du hast gesagt, die seien schwarz. (...) Du hast nie gesagt, dass sie hellbraun sind ...»

Der Lernprozess, der zum Erkennen des Fremden führt, hat das erwartete Ergebnis – übertriebene Angst vor dem Fremden.

Später, als sie sich in den Straßen der Stadt verirrt haben und in einem Schwarzenviertel gelandet sind, geraten sie natürlich in Panik: «Schwarze Augen in schwarzen Gesichtern beobachteten sie von allen Seiten.» Als sie in heller Verzweiflung vor einer schwarzen Frau anhalten, die barfuß auf ihrer Veranda steht, hat Nelson eine seltsame Empfindung: «Er wünschte sich plötzlich, dass sie sich herunterbeugen und ihn zu sich herauf und an sich ziehen würde, und dann wollte er ihren Atem auf seinem Gesicht spüren (...), während sie ihn immer fester an sich drückte. Er hatte nie zuvor so etwas empfunden.» Die Frau hilft ihnen freundlich und ganz selbstverständlich, sich wieder zurechtzufinden. Und bald sehen wir die Folgen dieser jeder Bedrohlichkeit baren Begegnung: Es kommt zu Verstimmungen, zu zeitweiser Trennung, zu Unehrllichkeit zwischen Mr. Head und Nelson. Ohne den Klebstoff eines rassistischen Überlegenheitsgefühls scheint es keinen Weg zur Versöhnung, zur Wiedervereinigung zu geben. Als sie endlich ein nur von Weißen bewohntes Viertel erreichen, bringt sie die Sorge, auch dort nicht dazuzugehören, selbst zu Fremden geworden zu sein, an ihre psychischen Grenzen. Sie finden erst wieder zu sich und fühlen sich aus ihrer bedrohlichen Lage errettet, als sie etwas zu

Gesicht bekommen, das sie mit dem Rassismus der Weißen aller sozialen Schichten, von dessen Existenz sie überzeugt sind, symbolisch verbindet – den künstlichen Nigger. Als sie vor ihm stehen – dem Standbild eines schwarzen Jockeys –, starren sie ihn an, «als hätten sie ein großes Mysterium vor sich, ein Denkmal für einen fremden Sieger, das sie in ihrer gemeinsamen Niederlage zusammenschweißte. Beide spürten, dass er ihre Streitigkeiten auflöste wie ein Gnadenakt.»

Der Bildungsprozess des Jünglings ist abgeschlossen: Er ist erfolgreich und kunstgerecht in den Rassismus eingeführt worden und glaubt, dass er sich Ansehen und Status erworben hat. Dazu die Illusion von Macht durch die Erfindung des Andersartigen.

Wir müssen diesen Blick des zwanzigsten Jahrhunderts auf den Fremden neben frühere, von den Ausgegrenzten selbstverfasste oder zu Protokoll gegebene Berichte stellen, in denen sie ihre eigene Wahrnehmung ihrer selbst schildern. Zunächst aber kann es sich lohnen, den Begriff «Rasse» unter die Lupe zu nehmen. Die Zuschreibung von «Rassemerkmalen» mit daraus folgender Ausgrenzung hat weder mit den Schwarzen begonnen noch mit ihnen geendet. Kulturelle Besonderheiten, körperliche Merkmale oder die Religion waren und sind stets im Fokus, wenn Strategien zur Erringung von Vorherrschaft und Macht entwickelt werden. Man braucht sich nur an die Geschichte der Begriffschimäre «kaukasische Rasse», ihren Gebrauch und ihren Niedergang zu erinnern. [\*]

Eine ausführliche Darstellung findet sich in Bruce Baums Buch *The Rise and Fall of the Caucasian Race*. «Seit 1952», so schreibt er, «hat die Kategorie der <kaukasischen Rasse> speziell in den Vereinigten Staaten eine wichtige Rolle in der täglichen Diskussion über Rassenfragen gespielt, obwohl sie, wie der Begriff <Rasse> selbst, von Anthropologen und Biologen zunehmend in Frage gestellt worden ist. (...) Von den Ansichten gewisser weißer Rassisten einmal abgesehen»,

fährt er fort, «herrscht längst allgemeiner Konsens, dass es so etwas wie eine ‹arische Rasse› nicht gibt. Der Mythos von der ‹arischen Rasse› wurde um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aus verschiedenen Quellen zusammengestüekelt (...), ehe er zu einem Dreh- und Angelpunkt für die Ideologie des Nationalsozialismus wurde. Dagegen ist die Vorstellung einer ‹kaukasischen Rasse› bei Rassentheoretikern und im allgemeinen Sprachgebrauch nie ganz verschwunden und bis heute immer wieder neu aufgelebt.»

«Rasse», resümiert Baum unter anderem, «ist, kurzgefasst, nichts anderes als eine Auswirkung von Macht».

Wenn wir über die Fremden, die Ausgegrenzten, die anderen sprechen oder schreiben, sollten wir daher im Blick behalten, was unser Verhältnis zu ihnen wirklich bedeutet.

Die schriftlichen oder auch mündlichen Selbstzeugnisse von Sklaven sind unverzichtbar, wenn wir die Mechanismen der Ausgrenzung, die Fabrikation der Andersartigkeit verstehen wollen. Etliche beginnen in der Kindheit mit Schilderungen eines engen, vertrauensvollen Verhältnisses zu den ursprünglichen Sklavenhaltern, gefolgt von großen Ängsten vor dem Verkaufwerden. Kindliche Unschuld auf beiden Seiten, bei den jungen Sklaven und den Kindern der Sklavenhalter, ist in diesen Lebensbeschreibungen ein allgegenwärtiges Thema. Erst später, mit dem Herannahen der Pubertät, wird hinter dem Scheinidyll eine andere Welt sichtbar. Es ist diese Welt der zunehmenden Versklavung, der Verwandlung in ein verachtetes und missbrauchtes Fremdwesen, die das entlarvendste Licht auf die Sklavenhalter wirft – auf jene, die die «besondere Einrichtung» der Südstaaten, wie die Sklaverei verhüllend genannt wurde, unterhielten, schätzten und von ihr profitierten.

Die menschlichen Kosten der kostenlosen Sklavenarbeit, die den Sklavenhaltern ihre Profite verschaffte, möchte ich Ihnen an Beispielen

demonstrieren, die aus den Erinnerungen von Mary Prince stammen, 1831 veröffentlicht als *The History of Mary Prince, A West Indian Slave*. Sie war zur Arbeit auf den Salzfeldern eingeteilt:

«Man gab mir einen Bottich für das Salz und eine Schaufel, und dann musste ich bis zu den Knien im Wasser stehen, von früh um vier bis neun Uhr, wenn wir ein wenig gekochten Mais bekamen. (...) Durch die ganze Hitze des Tages hindurch arbeiteten wir weiter (...), und die Sonne ließ salzige Pusteln auf unserer Haut wachsen. Weil wir so viele Stunden im Wasser standen, bekamen wir überall an den Füßen und Beinen schreckliche Geschwüre, die sich manchmal bis auf die Knochen fraßen. (...) Schlafen mussten wir in langen Schuppen, die in schmale Verschlänge abgeteilt waren, wie bei einem Viehstall.» Sie schreibt, dass der Wechsel von einem Herrn zum nächsten gewesen sei wie «der Gang von einem Schlachter zum anderen. (...) Dem ersten stand vor Wut der Schaum vor dem Mund, wenn er mich prügelte. (...) Der nächste blieb meistens ganz ruhig. Er stand nur da und befahl, dass ein Sklave grausam ausgepeitscht werden sollte. Dann ging er auf und ab und schnupfte in aller Ruhe seinen Tabak.»

Wenn diese Schilderungen nicht Beispiele für offenen Sadismus sind, was dann?

Man betrachte auch diese Episode, die ebenfalls aus den Lebenserinnerungen der Mary Prince stammt: «Eines Tages kamen plötzlich ein starker Wind und Regen auf, und meine Herrin schickte mich nach draußen um die Ecke, um einen großen irdenen Krug auszuleeren. Der Krug hatte schon seit langem einen Sprung, der mitten hindurchging, und als ich ihn umdrehte, um ihn auszuschütten, brach er mir ganz entzwei. (...) Ich lief weinend zu meiner Herrin: <Ach, Herrin, der Krug ist in Scherben.> - <Du hast ihn zerbrochen, gib's zu>, erwiderte sie. (...) Sie riss mir die Kleider vom Leib und schlug mich